Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 76 (1935)

Artikel: Der Schützenbecher : Erzählung aus Unterwalden
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1008078

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Schützenbecher.

Erzählung aus Unterwalden
von Josef von Matt.

Mehr als 200 Scheiben und davor ein Bauernbub.

Der Lohmatt Walter begann zu laufen. Er suchte seine Kameraden unter den vielen hundert Schützen, welche aus den Zügen ausgestiegen waren. Während ein Trachtenmeitschi ihm eine Plakette an den Tschopen geheftet hatte, waren sie ihm aus den Augen verschwunden. Er rannte lange kreuz und quer im Bahnhof herum und landete schließlich ohne sie zu finden beim Ausgang auf dem großen Platz. Dort blieb er staunend stehen und schaute in das Gewimmel von Menschen, Uniformen, Tram und Autos. Sah die vielen hundert Fahnen, Flaggen und Wimpeln. Sah eine Blechmusik vorüberziehen, gefolgt von vielen Schützen.

Er gab endlich das Suchen auf und fuhr mit einem Autobus zum Schießplatz.

Dort stellte er sich vor den Eingangsbogen direkt unter eine riesengroß gemalte Helvetia und wartete. Er sah bald, daß hier zu diesem eidgenössischen Schützenfest eine bunt zusammengewürfelte Schar von Menschen gekommen war. Da gingen Männer mit Stutzern und Pistolen in weißen, grauen und schwarzen Ueberhemden. Viele trugen Ledertaschen umgehängt, wie Offiziere. Auch Frauen und Mädchen gingen in dem Gewoge von Menschen hin und her. Ein Spitalauto fuhr mitten durch die Menge. Irgendwo wurde ein Militärmarsch gespielt und dazu knatterten ohne Pause Gewehrschüsse.

Nach langem Warten sah Walter den Schützenpräsidenten seines Dorfes aufgeregt daherkommen. Dieser schimpfte aber keineswegs mit ihm, sondern steckte ihm lachend die Festkarte auf den Hut und ging mit ihm in den Schießstand.

Walter staunte nicht wenig ob der ungeheuern Länge dieses Zeltes. Er, der bisher nur an kleinen Schießanläßen teilgenommen hatte, sah vor sich eine Reihe von über zweihundert Scheiben. Der Schützenpräsident ließ ihn jedoch nicht lange staunen. Er führte ihn zur Waffenkontrolle, zum Munitionsschalter und zeigte ihm wo für ihn Standnummern eingestellt waren.

Es war nicht so leicht zum Schuß zu kommen. Es war auch nicht leicht in diesem ungeheuern Massenandrang ruhig zu schießen. Walter war über das Resultat der ersten Schüsse nicht begeistert. Er spürte daß er sich noch zu wenig an diesen Betrieb gewöhnt war. Er verließ seinen Platz wieder und schlenderte im Schießstand herum. Da sah er einen Schützen der glänzende Metalldinge in die Ohren steckte. Ein anderer trank vor dem Schießen den Inhalt eines kleinen, braunen Fläschchens aus. Männer mit seltsam konstruierten, sonderbaren Brillen waren häufig zu sehen.

Diese Beobachtungen waren nicht geeignet Walters Selbstbewußtsein zu stärken. Er hatte bis heute keine solche Triks und „Vörteli" angewandt. Auf einmal kam eine gehörige Wut über ihn. Er sagte sich: „Wenn einmal Feinde in unser Land einbrechen, und es heißt, Haus und Heimat zu beschützen, können die dann auch Gütterli austrinken, Maschineli in die Ohren stecken und Apparate vor die Augen binden. Die kommen alle zu spät".

Als er dann nachher wieder zum Schießen sich hinlegte, lag ein tiefernster Zug auf seinem jungen Gesicht. Er kümmerte sich nicht um links und rechts, zielte lange und vorsichtig, setzte wieder ab, schaute in den dunkeln Tannenwald hinter den Scheiben und schoß als ob er hier ganz allein wäre, ruhig und gut.

Nach und nach sammelten sich Zuschauer hinter ihm, welche durch die vielen guten Schüße auf seiner Scheibe aufmerksam geworden waren. Einige Männer sprachen mit sichtlicher Freude von dem jungen Schützen, der da im einfachen Bauerngewand und den genagelten Bergschuhen vor ihnen lag. Sie beachteten seine Haltung und sein Gesicht, auf welchem nach jedem

Schuß Befriedigung oder Zweifel zu lesen war, sahen zu, wie die schwarzen Augen blitzten, wenn er dem Warner etwas zurief.

Ruhig stand Walter auf und schrieb langsam seinen Namen unter die Resultate. Da kam sein Schützenpräsident, welcher schon lange unbemerkt zugeschaut hatte, auf ihn zu. Dieser klopfte ihm freundlich auf die Schulter und bot ihm Glückwunsch und Handschlag.

Wie Walter Kranz und Becher brachte.

Auch bei den andern Schützenkameraden löste Walters Kranzresultat freudige Begeisterung aus. Alle waren sich sofort einig, diese Glanzleistung bei gutem Wein gebührend zu feiern.

Der Schützenpräsident, der schon am Tage vorher hier gewesen war, kannte sich in der Festhütte schon ordentlich aus. Er benahm sich als Führer. Er zeigte seinen Kameraden die gewaltige Bühne, den großen Orchesterraum, erklärte ihnen die Radioapparatur mit den überall verteilten Lautsprechern. Er nahm den Hut ab und führte sie vor die Fahnenburg. Majestetisch hing in der Mitte die große eidg. Schützenfahne rings umgeben von an die hundert prachtvollen, farbenfrohen Vereinsfahnen.

Dann suchte der Präsident eifrig nach einem bestimmten Tisch. Als sie dort angekommen waren, sagte er: „Hier können wir uns zu Hause fühlen, denn hier serviert ein Mädchen, ich glaub fast, es ist noch mit dem Lohmatt Walter in die Schule gegangen". Alle schauten sich nach Walter um, aber er war nicht mehr bei ihnen. Zuerst wollten sie ihn wieder suchen, dann aber entschlossen sie sich, lieber hier auf ihn zu warten. Richtig kam auch eine junge, blonde Festkellnerin auf den Tisch zu.

„Ja, das ist ja s' Breitacher-Annili", sagte einer, „nu, nu, du hast dich aber gemacht, Herrschaft ist jetzt das schon so lange her, seit du aus unserem Dorf fort bist, hast gewiß schon einen Schatz und eine noble Aussteuer?" „Sagt ihr mir lieber, was ihr trinken wollt, ihr werdet wohl dafür und nicht wegen mir zum Schützenfest gekommen sein", sagte das Annili und putzte mit großem Eifer an dem weißen Wachstuch herum.

Sie bestellten Festwein und stürzten sich nun gemeinsam auf die bisher geschossenen Resultate. Ihre Gruppe hatte gut abgeschnitten: 3 Ehrenmeldungen, der Schützenpräsident hatte einen Kranz, und dann die Glanzleistung des Lohmatt-Walter. Es war aller Grund vorhanden, froh und lustig zu sein.

Gemsjäger.

Walter war nicht wenig erstaunt, als er endlich zu den Kameraden kam und das Breitacher-Annili bei ihnen fand. Und das Annili machte große Augen, als der Lohmatt Walter mit einem Becher in der Hand und einem Lorbeerkranz auf dem Hut vor ihm stand. Nach dem allseitigen Gratulieren erklärte er: „Ich habe gedacht, ich schieße noch meine Stiche, morgen ist es vielleicht nicht mehr so gut. Und es ist gut gegangen." Dabei warf er sein Schießbüchlein auf den Tisch und stellte den silbernen Becher daneben.

Nasse Hosen und ein schwerer Kopf.

Beim Nachtessen goß Annili dem Walter einen halben Teller Suppe auf die Hosen. Das gab nun Anlaß zu eifrigem Putzen und zu Neckereien. Walter betrachtete mit Sorge seine Sonntagshosen, versöhnte sich jedoch mit seinem Schicksal, sobald Annili mit rührender Sorgfalt an ihm herumputzte. Er betrachtete dabei viel mehr Annilis Hände und runde Arme als die nassen Hosen. „Selbstverständlich muß Annili dafür Schadenersatz und Schmerzengeld bezahlen", sprach der Präsident, „was meinst du Walter, bist du mit einem Kuß zufrieden?" Walter wurde etwas verlegen, nickte aber eifrig. Annili sagte schließlich: „Meinetwegen, aber nur wenn ich sagen kann wann und wo".

Von da ab verfolgte Walter jedes Kommen und Gehen des schönen Mädchens. Er schaute oft fest und tief in die blauen Augen und freute sich auf das Schmerzensgeld.

Ringsum tobte lauter Festrummel. Das Orchester spielte, da und dort wurden im kleinen Kreis Reden gehalten. Die Stimmung in der Festhalle schien ausgezeichnet zu sein. Besonders lustig aber waren die Schützen an Annilis Tisch. Dort machte Walters Becher fast anhaltend die Runde. Sogar Annili mußte mitmachen und auf Walters und des Vaterlandes Wohl manchen kräftigen Schluck tun.

Niemand von ihnen hatte bemerkt, daß sich ein junger Mann in hellen Hosen, weißen Schuhen und blauer Jacke nahe zu ihnen an den selben Tisch hingesetzt hatte. Sie wurden erst auf ihn aufmerksam, als er übermäßig laut rief: „Anni, Anni, komm doch mal her, was ist denn das für ein Service".

Walter verfolgte gespannt, wie das Mädchen zu jenem hin ging und ihn begrüßte. Er sah, wie dieser mit Annili sprach und dazu mit einem Kamm durch das lange Haar strich und dann umständlich und auffällig an der grellfarbigen Cravatte herumfingerte.

Je länger Annili dort bei dem Langhaarigen stehen blieb, um so gehässiger schaute Walter zu diesem hinüber. Vielleicht war es nur der ungewohnt viele Wein, welcher ihm zu Kopf stieg, oder war es eine regelrechte Wut. Walter begann plötzlich viel und laut zu sprechen und setzte dazu seinen Hut mit dem Lorbeerkranz wieder auf.

Schließlich brach die kleine Gesellschaft auf. Walter flüsterte dem Annili beim Abschied zu: „Morgen kommen wir dann am Morgen schon. Schlaf wohl unterdessen".

Ganz hinten beim Ausgang drehte sich Walter nochmals um. Da sah er wie der Langhaarige seine Hand ganz vertraulich auf Annilis Arm gelegt hatte. Mehr konnte er nicht sehen, er wurde im Gedränge hinausgeschoben.

Den geplanten Pintenkehr machte Walter nicht mehr mit. Er hatte nun genug. Die ganze Gruppe aber begleitete ihn zum Hotel. Der Schützenpräsident trug sogar seinen Regenschirm geschultert und pfiff feierlich den Bernermarsch, während ihm die andern im Gänsemarsch nachfolgten.

Auf seinem Zimmer angekommen verspürte Walter schwere Müdigkeit. Er beeilte sich ins Bett zu kommen. Merkwürdig, das schiefhängende Bild an der Wand schien sich zu bewegen. Es glitt mit samt dem Tapetenmuster gegen die Ecke zu. Auch das Bett bewegte sich deutlich spürbar auf und ab. Walter löschte das Licht. Es zwirbelten vielerlei Farben vor seinen geschlossenen Augen. Er sah wehende Fahnen und Scheiben, eine Cravatte und dann Annilis Ruibili, dicht vor sich rote Wangen und Lippen.

Eine schöne Rede und eine hungrige Fahrt.

Am andern Morgen sah Walter auf dem großen Festplatz einen feierlichen Einzug. Viele tausend Schützen gruppierten sich um die Rednertribüne. Walter trat möglichst nahe hin und hörte den Redner sprechen:

„Unser Vaterland, unser liebes Schweizerland kann nur bestehen, wenn jeder seine volle Pflicht tut, opferfreudig und stets bereit sein Herzblut und Leben der Heimat zu schenken. Wenn wir unsere Wehrmänner und Schützen zu diesem Eidgenössischen Fest zusammenrufen, geschieht dies

als Aufgebot an alle, welche fähig sind und den Mut besitzen in ernster Stunde der Gefahr und Not die Heimat vor den Feinden zu beschützen. Es ist aber zugleich ein Aufgebot zu Frieden und Freundschaft. Unfrieden und Zwietracht der Parteien und Unterschiede der Stände haben wir vor den Toren dieser Stadt zurückgelassen. Wir sind hier, um über alle Gegensätze hinweg uns freundeidgenössisch die Hand zu reichen. Dieser Handschlag aber soll ein Bündnis sein, einiger Treue und wahrer Liebe zur Heimat."

Walter fühlte sein Herz heftig schlagen. Er empfand eine feste Verbundenheit mit all diesen Menschen, diesen Miteidgenossen. Er sang sogar laut mit den andern mit, als am Schlusse die Musik den Schweizerpsalm spielte.

Er schaute zu, wie die hohen Herren, die vielen Fahnen, die verschiedenen Musikkorps und alle die vielen tausend Schützen in die Festhalle zogen. Er schloß sich ihnen an. Es war ihm aber unmöglich, an Annilis Tisch zu gelangen. Ueber zweihundert Tische waren für das Festbankett reserviert. Von seinem Platz aus konnte er nur dann und wann Annilis Ruibili sehen.

Den Langhaarigen von gestern abend sah er auch. Walter konnte ihn eine Zeitlang beobachten, dabei dachte er sich, daß es ihm doch schwer fallen würde, diesem blöden Kerl freundeidgenössisch die Hand zu reichen.

Annili ging einmal nahe an Walter vorbei. Es hatte aber alle Hände voll Teller und Flaschen und konnte ihm nur schnell zunicken.

Die Kameraden kamen so spät aus dem Schießstand zurück, daß die ganze Gruppe beinahe den Zug verspätet hätte. Mit hungrigem Magen saßen sie in einem überfüllten Bahnwagen. So fuhren sie fort aus der festlichen, gastlichen Stadt, heimzu.

Beim Nachtessen goß Annili dem Walter einen halben Teller Suppe auf die Hosen.

Wie Walter und die Schützen im Dorfe Einzug hielten.

Unterdessen war daheim im Dorf der Bericht von den geschossenen Resultaten eingetroffen. Diese frohe Botschaft verursachte nicht geringe Aufregung. Bald war man sich dort einig, daß die Schützen am Bahnhof feierlich empfangen werden sollten. Der Gemeindepräsident war nicht zu Hause. Er wurde überall gesucht, und endlich fand man ihn oben auf seinem Bergmattli. Sogleich steckte dieser seine Gabel in den Boden und ging mit schnellen Schritten dem Dorf zu.

Als der Zug ankam, mußte der Gemeindepräsident zuerst noch die untersten Westenknöpfe schließen, bevor er die heimkehrenden Schützen begrüßen konnte. Ein kleiner Teil der Dorfmusik war auch anwesend. Der Tambour hatte sogar Zeit gefunden, die Uniform anzuziehen, und schlug nun so heftig auf die Trommel, als ob er alle fehlenden Instrumente ersetzen müßte.

Der Schützenpräsident und der Gemeindepräsident nahmen den Lohmatt-Walter in die Mitte und schritten mit den andern Schützen und der Musik voraus durch die Dorfstraße. Ringsum standen Frauen und Mädchen und sprangen jauchzende und lärmende Kinder. Von den Fenstern grüßten alte Leute; die Männer des Dorfes gingen plaudernd weit hinter dem Zug nach

und traten ebenfalls feierlich in die Wirtschaft. Ein kleines Fraueli mit einer Milchbrennte am Rücken, wischte sich vor Rührung mit einem roten Taschentuch die Augen.

Das war ein lustiges Begrüßungsfest. Der Wirt riß dem Walter fast den Arm aus, so heftig beglückwünschte er ihn. Das erste Fäßchen Bier war leer, bevor die Wirtin die letzten grünen und roten Guirlanden an der Decke befestigt hatte. Die Schützen wurden immer wieder gleichzeitig mit verschiedenen Fragen bestürmt, so daß niemand etwas erzählen konnte. Der Metzger brachte Würste, ließ den Korb bei der Türe stehen und beglückwünschte ebenfalls die Schützen.

Der Gemeindepräsident saß auffallend ruhig am oberen Ende des Tisches, betrachtete mehrmals lange und aufmerksam das verkaute Mundstück seiner Brissago. Endlich klopfte er ans Glas, stund auf und begann zu reden: „Meine lieben Schützen! Ihr seid jetzt vom eidgenössischen Schützenfest heimgekommen und wir haben euch am Bahnhof abgeholt. Das ist immer ein Zeichen, daß dem Dorfe eine Freude passiert. Wenn wir das heute getan haben, so war das nicht nur eine gewöhnliche Freude, sondern eine patriotische, eine vaterländische Freude. Ihr seid ausgezogen, um dem Vaterland zu zeigen, daß ihr mit Herz und Hand allzeit bereit seid. Alle für einen, einer für alle. Die Resultate, die da gemeldet wurden, sind der Beweis, daß wir der großen Schweiz auch etwas vormachen können. Sie sind ein Beweis, daß hier in unsern Bergen Männer sind, welche das Vertrauen und die Ehrung unseres Vaterlandes verdienen und erworben haben. Meine lieben Schützen, ich entbiete euch den Willkommgruß und den Glückwunsch der Gemeinde und den Dank der Gemeinde. Ich bin nie ein großer Redner gewesen, aber immer ein Freund des lieben Vaterlandes, und ein Freund aller, welche für das Vaterland so wacker einstehen. Ich rede hier im Namen der ganzen Gemeinde und sage, wir sind stolz, da unter uns solche Männer zu besitzen."

Darauf trat er mit seinem Glas zu jedem der Schützen, während ringsum Bravorufe ertönten.

Der Schützenpräsident verdankte die herzlichen Worte und erzählte dabei, wie der Lohmatt-Walter zweimal verloren gegangen sei, aber jetzt wollten sie dann auf ihn gut aufpassen, daß er nicht mehr davon laufe.

Bis spät in die Nacht kam Walter auch wirklich nicht dazu, davon zu laufen. Nur seine Gedanken waren nicht immer in der rauchigen Wirtsstube. Ein paar Mal flogen sie voraus, heim zur Mutter, und auch ein paar Mal zurück in die Festhütte an jenen langen Tisch, zu den blauen Augen und den hellen Ruibili.

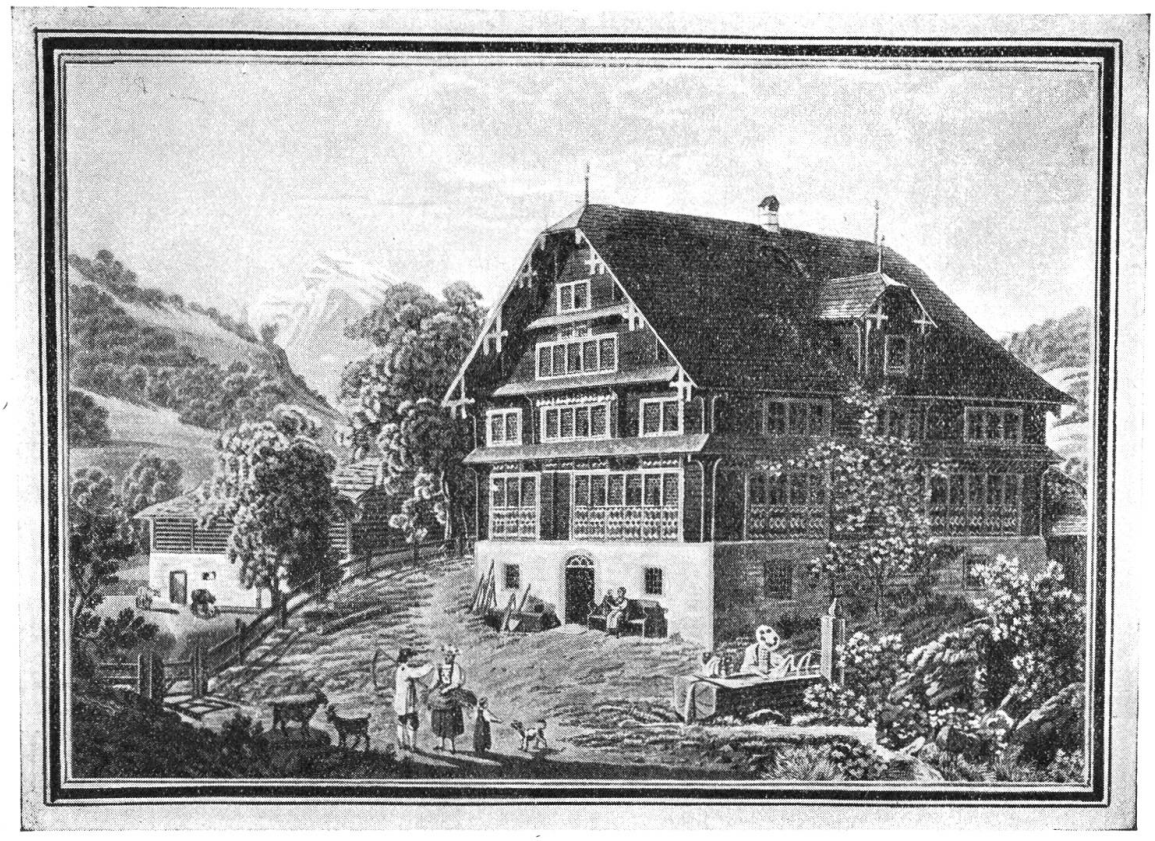
Und wie die Mutter ihren Sohn begrüßte.

Im Häuschen der Lohmatt brannte noch Licht. Dort saß Walters Mutter hinter dem Tisch und blätterte in einem Kalender. Zerstreut überflog sie Seite um Seite, um wieder ganz vorne zu beginnen. So weit das Jahr verflossen war, standen Bemerkungen bei den verschiedenen wichtigen Fragen. Plötzlich erhob sie sich, trat ans Buffet und nahm dort Tinte und Feder. Sie rückte die Petrollampe näher, setzte sich wiederum in die hinterste Ecke unter das Kruzifix und den Stechpalmenzweig und suchte im Kalender den Tag, der nun bald zu Ende ging. Zu diesem und dem vorherigen schrieb sie: Eidgenössisches Schützenfest. Sie schaute so lange auf ihre Schriftzeichen, bis diese ganz trocken waren. Als ob ihr plötzlich etwas in den Sinn gekommen sei, ging sie zur Stube hinaus auf die Vorlaube. Sie schaute lange in die dunkle Nacht, griff dann an einigen Wäschestücken herum, nahm zwei davon über den Arm und ging damit in die Küche.

So hatte sie diesen Abend schon viele Male in die Nacht geschaut. Sie hatte dabei Stück für Stück, fast die ganze Wäsche von der Vorlaube hereingeholt.

Da sie später wieder hinaustrat, hörte sie Stimmen drüben an der Landstraße. Eilig ging sie zurück in die Stube, versorgte Tinte und Feder und setzte sich wieder an den Tisch.

Walter trat bald darauf in die Stube. Den Lorbeerkranz auf dem Hut, das Gewehr in der Hand, stand er einen Moment breit und groß da, stellte dann den Schützenbecher auf den Tisch und sprach: „Da bin ich wieder, Mutter, schau, was ich dir für einen schönen Becher mitgebracht habe, schau, wie er glänzt und glitzert. Sieh her, lies, was darauf geschrieben steht.“ Die Mutter nahm den Becher in die Hand, drehte, wendete und betrachtete ihn, legte die eine Hand sanft auf Walters Arm und sprach: „Schön, schön, Walter, hast gut geschossen, wie der Vater selig auch. Machst mir Freude, Bub. Den Becher sollst du in Ehren halten. Eine ruhige Hand und ein scharfer, klarer Blick sind auch Gottesgaben. Jetzt bist wieder daheim, ich freue mich, Walter.“ „Wenn ich gewußt hätte, daß du aufbleibst und wartest“, sagte der Sohn, „wäre ich früher heimgekommen, hast unterdessen so zu viel zu tun gehabt, Mutter.“ „Macht nichts, wenn du nur gesund und brav wieder heimgekommen bist. Hast auch gebetet am Morgen und am Abend, Walter?“ Er schaute etwas verlegen auf das kunstvolle Wappen und sprach: „Du, der Gemeindepräsident hat gesagt, daß er stolz auf mich, auf uns sei.“ „Ich habe schon gesehen, wie sie euch und dich voraus abgeholt haben, ich war gerade mit der Milch ins Dorf. Ja, ja, heute bist du jetzt einmal der Erste gewesen; es ist schön, einmal der Erste zu sein, es kommen dann wieder andere Zeiten. Du, Walter, jetzt gehen wir schlafen.“ Sie stellte den Becher ins obere Buffetschränkli, schloß ab und versteckte den Schlüssel. Dann nahm sie Weihwasser und gab dem großen Bub davon. „Behüt dich Gott, Walter, und schlaf gut. Gelobt sei Jesus Christ.“ Mit tiefer, ernster Stimme antwortete er: „In Ewigkeit. Amen. Gut Nacht, Mutter.“ Dann probierte er schnell noch, ob das Büffetschränkli auch richtig gut verschlossen sei und ging in seine Laube hinauf.



Unterwaldner Bauernhaus vor 100 Jahren.

Mutter konnte gut erzählen und ermahnen.

Die Sonne schien hell und freundlich auf das kleine, sonnenverbrannte Häuschen, als Walter am Morgen mit der leeren Brennte vom Dorfe heimkam. Er sah oben auf dem Dach die zwei großen Firstschindeln über den Giebel hinausragen. Der Sturmwind hatte sie in der vorigen Woche beinahe unter den schweren Steinen weggeblasen. Er sah den Haufen Holz, den er schon lange hatte aufschichten wollen und war erstaunt, daß er hier alles unverändert vorfand. Er hatte doch so viel erlebt, so viel gesehen, war gefeiert worden, und hier sah man nicht die geringste Spur, daß etwas geschehen war.

Er spürte leichte Kopfschmerzen und eine sonderbare Müdigkeit in allen Gliedern. Als er aber wieder recht im Schaffen drinn war, fing er an zu pfeifen und freute sich, wieder daheim zu sein.

In den folgenden Tagen mußte er der Mutter immer und immer wieder erzählen. Sie wollte wissen, wie die schöne Stadt und die noblen Herren ausgesehen haben. Was für ein Zimmer er gehabt, wann und wie nacheinander er geschossen habe. Mutter konnte gut fragen, und Walter war manchmal nahe daran, vom Breitacher Annili zu erzählen.

Eines Abends, die Mutter saß auf der Bank vor dem Hause und pflückte von den ausgerissenen Stauden Winderbsen, kam Walter wie zufällig auf die Breitacherer zu sprechen. Er nagelte neue Spitzlattli an den Gartenhag und fragte so nebenbei: „Wo sind auch die Breitacherer Buben alle hingekommen?“ Mutter erzählte gerne Familiengeschichten: „Die sind alle fort“, begann sie zu erzählen, „und niemand weiß, wie es ihnen geht. Das Vreni ist mit den drei Brüdern auf Uebersee. Ja, ja, die haben keine schöne Jugend gehabt. Der Vater, das kannst du dich halt noch nicht erinnern, hat als junger Mann viel zu teuer den Breitacher übernehmen müssen. Seine Frau — Gott habe sie selig! — war nicht „Gsparige“ genug für das kleine Heimetli und die fünf Kinder. Ich weiß noch gut, wie die Jüngsten zwei, das Annili und der Peter, bei uns in der Küche gestanden sind und mit großen, hungerigen Augen in die Suppenpfanne geschaut haben. Jedesmal, wenn ich ihnen eine halbleere Platte von unserem Tisch hingestellt habe, ist sie nachher sauber gewesen wie abgewaschen. Der Peter hat manch ein Paar Hosen von dir ausgetragen. Der Breitacherer hat geschuftet und gewerkt und sich schier zu Tode geschunden. Und seine Frau, ja sie hat auch viel geschafft, aber bei jeder Kilbi und Tanzeten mußte sie dabei sein. Das braucht Kleider, Walter, und Geld. Zweimal, daß ich weiß, hat sie neue Vorhänge in der Stube aufgemacht, und nicht vom Billigsten. Das ging so lange, bis er mit den Zinsen nicht mehr nachkommen konnte. Die Leute haben ihm zwar immer gewartet und Geduld gehabt, weil der Aelteste bald einmal zum Verdienen kam. Aber dann war das Unglück da. Jeden Herbst ging die Frau mit den Kindern in die Beeri, nicht zum Verkaufen. Sie sagte immer, Konfitüre esse sie fürs Leben gern. Und einmal kam das Vreni schneeweiß im Gesicht vom Berg herunter und hat geschrien und geweint und gerufen: „Die Mutter liegt unter dem großen Tossen und hat Blut im Gesicht!“ Kein Mensch weiß, wie und warum sie da heruntergefallen ist. Die Kinder haben nur den Schrei gehört. Dieses zerschlagene Gesicht vergesse ich in meinem Leben nicht. Furchtbar hat das ausgesehen und war vorher eine bildschöne Frau. Dann mußte der Breitacherer bald ab dem Heimen. Darnach kam die Zeit, du wirst dich wohl erinnern, daß das Annili als ganz kleines Mädchen fast ein Jahr bei uns war. Wenn der Vater nicht so früh gestorben wäre, hätte er das Annili wohl noch lange behalten, aus lauter Mitleid zum Breitacherer. So kam es dann zu einer Tante unten am See. Die hat's dann groß gezogen, und wie ich gehört habe, soll dort auch nicht alles am Schnürchen gehen. Es heißt, es sei auf und davon gelaufen, das Annili, fort in die Stadt oder so. Ist auch schwer. Ja, ja, Walter, wir haben's noch gut, haben Boden und Haus, wenn auch nur wenig, aber sind da und daheim. Aber sparen mußt. Alle Jahre würden wir Reisen und Schützenfest nicht aushalten, und wenn der

Schützenpräsident nicht selber gekommen wäre und gesagt hätte, wegen der Ehre für's Land und daß jeder Eidgenosse seine Talente dem Vaterland opfern müsse, hätte es diesmal auch nichts daraus gegeben."

Walter hatte sich auf einen Stein vor die Mutter hingesetzt und hatte während dem Zuhören mit dem Hammer kleine Holzstücke in den Boden geschlagen. Da die Mutter einen Augenblick schwieg, sagte er besorgt: „Wie es auch schon kühl wird, Mutter, willst du nicht ins Haus gehen?" Er trug ihr den Eimer mit den Erbsen hinein und schaffte die Stauden fort. Beide waren sie diesen Abend eigen nachdenklich, und früh schon war kein Licht mehr im Lohmatt-Haus.

Langezeit.

Walter schlief diese Nacht schlecht. Er wälzte sich von einer Seite auf die andere. Die Erzählung der Mutter hatte ihm den Schlaf und die Ruhe genommen. Er mußte immer wieder daran denken, wie traurig doch eine Jugend sein müsse, eine solche Jugend, wie sie das Annili gehabt habe. Er suchte ein Mittel, wie er diesem Mädchen eine Freude machen könnte. Er, ausgerechnet er, der Lohmatt-Walter, empfand tief innen eine Verpflichtung, dem Annili irgendwie zu helfen. Wenn er nur die Adresse gewußt hätte. Nun da das Schützenfest vorüber war, konnte er unmöglich wissen wohin er ein Brieflein hätte schicken können. Zu der Tante hinzugehen und nachzufragen, hatte wohl kaum Erfolg, da es von dort davongelaufen sein solle. Also, wo überall in der ganzen Schweiz, konnte es wohl sein?

Diese Frage und diese Gedanken plagten ihn wochenlang. Oft und immer wieder überfielen ihn Hast und Unruhe. Dann wieder ließ er Gabel und Axt liegen und sinnierte vor sich hin. Er mußte sich immer mehr zusammennehmen, weil die Mutter ihn dabei schon oft beobachtet hatte. Mit sorgenvollen Gesicht sprach sie dann gelegentlich mahnend auf ihn ein. Sagte ihm, daß Erfolge und prunkvolle Festlichkeiten schon manchen jungen Mann verdorben haben. Daß Hochmut und Ruhmsucht die Fröhlichkeit und Zufriedenheit vertreiben. Immer wieder brachte sie sein verändertes Wesen in Beziehung mit dem Schützenfest.

Den Becher sollst du in Ehren halten.

Nach und nach wurde ihm alles das unerträglich. Er wollte sich nicht mehr vor der Mutter verstecken müssen. Plötzlich kam ihm in den Sinn, daß das Annili an jenem Abend in der Festhütte gesagt hatte, in welchem Restaurant in der Stadt es vorher gewesen sei. Wenn er vielleicht dort Annilis Adresse erfahren könnte? Er ersann einen Vorwand, um in die Stadt zu kommen.

Ein Schweinehändler im Dorf, welcher jede Woche mit Roß und Wagen in die Stadt fuhr, versprach ihm, ihn an einem Dienstag mitzunehmen.

Unter lauter fremden Leuten.

Ein schöner Morgen kam ins Land. Walter fuhr mit dem Sauhändler auf der neuen, breiten Straße dem See entlang. Der Bergwald stand dunkel vom hellblauen Himmel ab. Ueber das Schilf am Ufer strich ein leichter Wind. Je näher sie der Stadt zu kamen, desto mehr Autos fuhren vorbei und um so unruhiger rutschte Walter auf dem Bock hin und her. Sie sprachen nicht viel miteinander aber so ungefähr

konnte er doch erfahren, wo das Restaurant war, welches Annili damals genannt hatte.

Walter half bereitwillig die Schweine abladen. Sein Sonntagsgewand wurde dadurch nicht schöner, aber für die Freifahrt mußte er doch behilflich sein. Sie verabredeten die genaue Zeit und Treffpunkt für die Heimfahrt. Dann ging Walter seinen Geschäften nach. Er hatte der Mutter von so vielen notwendigen Geschäften gesprochen, damit er in die Stadt kommen könne, daß er nun tatsächlich von einem Ende zum andern gehen mußte, und er mit seinen Besorgungen viel Zeit verbrauchte.

Gegen Mittag stand er nach langem Suchen und Fragen vor dem Restaurant. Hohe Fenster und buntfarbige Gardinen, sah er links und rechts vom Eingang. Er stellte sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf, um zu beobachten, was für Leute hier ein und aus gingen. Da es Mittagszeit war, strömten viele Männer hinein; darunter gut gekleidete Herren, auch in Begleitung von Damen. Er verglich seinen Sonntagsanzug mit den Kleidern dieser Gäste, ging dann um die nächste Ecke und wischte dort mit dem Taschentuch seine Schuhe ab.

Als er wieder zurückkam, sah er einen jungen Mann in weißen Schuhen, hellen Hosen, blauer Jacke einen hellbraunen Ueberzieher am Arm in das Restaurant hineingehen. Er war nicht ganz sicher, ob dies der Langhaarige vom Schützenfest war. Immerhin ließ er von da ab den Eingang keinen Augenblick unbewacht. Mit der Zähigkeit, welche den Menschen aus den Bergen eigen ist, wachte er fast zwei Stunden auf der Straße. Immer wieder dachte er: „Wenn das der Langhaarige gewesen ist, dann muß Annili da drinnen sein".

Endlich kam tatsächlich der gleiche junge Mann, welcher damals am Schützenfest gewesen war heraus. Walter sah, wie er sich eine Zigarette anzündete und dann mit langsamen, schlendrigen Schritten die Straße hinauf ging. „Schließlich muß ich doch irgendwo zu Mittag essen", dachte Walter und ging fest entschlossen hinein.

Er stellte sich zuerst neben den vollbehangenen Kleiderständer und betrachtete genau die Serviertöchter. Da ging tatsächlich Annili nahe an ihm vorbei zum hintersten Tisch um abzuräumen. Walter hatte also Glück gehabt. Er steuerte auf den leeren Tisch zu, was gar nicht so leicht war. Nur schmale Durchpässe blieben zwischen den Stühlen frei und der Boden war viel zu glatt für seine genagelten Schuhe. Auch die vielen Blicke der Gäste genierten ihn. Endlich angekommen stellte er sein Packet auf den Stuhl nebenan und setzte sich hin. Am Tisch gegenüber wurde noch zu Mittag gegessen, aber aus lauter großen silbernen Platten. Annili kam auf ihn zu, begrüßte ihn voll Freude. „So hab ich dich doch gefunden" sagte Walter. „Hast du mich denn gesucht?" frug es, wurde dann aber anderswoher gerufen. Er konnte nur noch schnell ein Bier bestellen. Als er dies bekam, sah er, wie schöne, weiße Hände Annili hatte und daß die Fingernägel glänzten.

Es kam die ganze Zeit nie zu einem richtigen Gespräch. Annili hatte so viel zu tun. Er getraute sich nicht, ihm zu rufen. Er war erstaunt, daß es sich so sicher unter den feinen Leuten bewegte. Als er zufällig auf die große Uhr an der Wand blickte, entdeckte er, daß es Zeit sei schleunigst zum Treffpunkt zu gehen, wenn er seine Heimfahrt nicht versäumen wollte. Er zahlte, gab dem Annili die Hand, hielt sie lange fest während er sagte: „Kommst du nicht mehr heim, kommst du nie mehr zu uns. Bist doch als kleines Meitschi lange in der Lohmatt gewesen". Annili seufzte und sprach: „Das war eine schöne Zeit Walter, auf Wiedersehen. Oft habe ich furchtbar lange Zeit". Dann mußte Walter hinausgehen, denn gar viele Gäste schauten erstaunt auf die schöne Kellnerin, welche da bei dem jungen Bauern stand.

Walter hatte noch nichts gegessen. Da er sowieso zu spät war; kaufte er sich auf dem Wege zum Treffpunkt zwei Würste und Brot, welche er auf der Heimfahrt aß.

Wie Walter schrieb und wie Annili las.

Zu Hause angekommen, wollte er groß tun mit seinen Einkäufen und Besorgungen und entdeckte dabei, daß er sein Packet mit

den Agraffen und dem neuen Patent-Brenner für die Petrollampe wohl im Restaurant liegen gelassen hatte.

Am Abend saß Walter oben in seiner Laube auf der gemalten Truhe und starrte auf den Boden. „Wie kommt der Langhaarige in diese Stadt" dachte er. „Ist Annili überhaupt noch ein Bauernmädchen mit so weißen Händen, mit glänzenden Fingernägeln?" Er erinnerte sich auch ein schmales, gelbes Ringli an der Hand gesehen zu haben. „Das ist alles dummes Zeug. Annili ist und bleibt jetzt in der Stadt und ich daheim, und punktum und fertig, abgeputzt! Was war das nur mit der Langezeit? Es habe Langezeit. Es soll doch heimkommen, wenn es Langezeit hat. Wenn es jetzt bei der Tante wäre, könnte man einmal gehörig mit ihm reden. Ich weiß ja überhaupt nicht, was es in der Zeit vor dem Schützenfest gemacht hat. Ich weiß ja überhaupt nichts von ihm. Ob wohl der Langhaarige schon vorher immer bei ihm war? Ach was, schlafen!" Er ging zum Tisch, um die Petrollampe zu löschen. Da kam ihm sein verlorenes Packet in den Sinn. Er zögerte lange, dann schlich er behutsam in die Stube hinab und holte Tinte und Feder.

Walter hatte sich auf einen Stein vor die Mutter hingesetzt.

Wieder in der Laube oben begann er zu schreiben. Zerriß einige Papiere und fing immer wieder neu an:

Liebes Annili!

Ich habe mein Packet da gelassen, weil ich es vergessen habe. Du mußt es nicht schicken, wegen der Mutter. Ich komme dann wieder einmal und hole es, wenn es Dir nichts ausmacht. Ich glaube, daß es besser für Dich wäre und schöner, daheim zu sein, statt als Kellnerin. Die Mutter hat gesagt, die Stadt verdirbt die Mädchen und Du sollst doch einmal eine wackere Frau werden. Dies hofft und grüßt Dich

Dein Walter.

Mit diesem Brief bekam Annili auch noch andere Post. Es lagen da auf seinem Nachttischli Blumen mit einem kleinen Couvert und noch ein anderer Brief. Als die Serviertochter, welche im gleichen Zimmer schlief, die Blumen sah, machte sie allerhand spitzige Bemerkungen. Annili öffnet zuerst das kleine Brieflein. Es war von Arthur, so hieß der junge Mann mit den langen Haaren. In seiner noblen, feinen Art hatte er zu der Einladung, mit ihm ins Kino zu gehen, einige Blumen beigelegt. — Dann las Annili den zweiten Brief. Die Tante schrieb, es solle sofort nach Hause kommen. Ihre Tochter wolle ins Französische und sie brauche unbedingt eine Hilfe. Es fehlte in diesem Brief nicht an Vorwürfen und an Ermahnungen. Es sei nun lange genug fort gewesen, es dürfe sich nun wieder der erwiesenen Wohltaten erinnern und heimkommen. Es sei überhaupt schwierig gewesen seine Adresse zu erfahren. Nun sei es aber Zeit, alles wieder gut zu machen. Annilis Gesicht zeigte keine frohe Miene beim Lesen dieses Briefes. Das Mädchen im Bett nebenan sagte, es solle doch endlich das Licht löschen. Annili ging nun auch zu Bett, dann öffnete es Walters Brief. Es las schnell die kurzen Zeilen, fing nochmals von vorne an, jedes Wort genau betrachtend. Dann schaute es lange gegen die Decke. Plötzlich sprang es aus dem Bett, legte die Blumen auf die Decke seiner Nachbarin und sagte: „So hier

hast du die Blumen und hast die Einladung ins Kino, das kannst du alles haben und wenn du nicht zufrieden bist, bekommst du noch den Brief von meiner Tante dazu und jetzt schlaf wohl". Das Licht erlosch blitzschnell, dann folgte ein lustiges Krachen in Annilis Bett, und ein Geräusch als ob Kissen und Decke wild durcheinander geworfen würden.

Eine moderne Cravatte und ein urchiger Zorn.

Eines abends ging Walter mit der Milch zur Sennhütte, von dort ging er ins Dorf und kaufte im Laden einen modischen Halskragen und eine lange, grellfarbige Cravatte. Zu Hause angekommen packte er heimlicherweise sein Sonntagsgewand zusammen und versteckte es im Stall auf dem Heuboden. Als die Mutter nach dem Nachtessen in der Küche hantierte, rief er zum Fenster hinauf: „Ich muß dann noch ins Dorf wegen der Feuerwehr". Als keine Antwort erfolgte schlich er in den Stall, ordnete alles für die Nacht, zog sich um und verschwand mit dem Velo. Nachdem er ungefähr eine Stunde in schnellstem Tempo gefahren war, stieg er ab, trat etwas abseits der Straße in den Wald und legte sich den hohen, neuen Kragen um den Hals. Das Binden der langen Cravatte machte ihm einige Mühe, zumal er nicht in den Spiegel schauen konnte. Dann fuhr er wieder weiter, der Stadt zu.

Es war spät, als Walter in das Restaurant eintrat. Mit Mühe konnte er ein Plätzchen finden an einem Tisch wo Annili servierte. Eine Damenkapelle in fremdartig ausländischer Tracht spielte auf einem Podium.

Das Dämchen, neben welchem er Platz genommen hatte, rutsche geringschätzig von ihm weg und strich sich dann Rot an die Lippen und Mehl ins Gesicht. Eine Wolke süßlicher Gerüche strömten von ihr aus.

Walter schaute auf die andere Seite. Er betrachtete lange die Geigerin mit dem kurzen gestickten Röckchen und entdeckte vor ihr einen schwarz gekleideten Herrn, welcher immerzu mit den Augen gegen die Damenkapelle hinaufzwickerte. Er sah auch, daß Annili von einem Herrn hinter dem Büffet angeschnautzt wurde. Er hatte Zeit genug alles ringsum genau zu betrachten, denn er konnte in diesem Betrieb kein vernünftiges Wort mit Annili sprechen. In einer Nische saß ein junger Mann. Ueber dessen Schultern lag ein bloßer Frauenarm und an dessen Wange ein schwarzer Haarschopf. Alles andere, war von einem Zeitungsständer verdeckt. An einem Tisch in seiner Nähe saßen Faßer und eine dicke Frau dabei, welche ihren Arm unter den ihres Nachbars geschoben hatte. Plötzlich sah Walter sich und seine Cravatte in einem Spiegel, sie war ganz schief und falsch gebunden. Am liebsten hätte er diesen Spiegel auf den Boden geschmettert, überhaupt alles ringsum verjagt und zertrümmert. Dieses ganze geschminkte, verliebte, vornehme Pack zum Teufel gejagt. Warum konnte er nicht eine Sekunde mit Annili allein sein.

Das Orchester packte endlich die Instrumente ein, die Leute begannen allmählich zu verschwinden. Walter wartete. Annili hatte ihm bei Gelegenheit das Packet im Zimmer oben geholt. Unterdessen waren zwei etwas angetrunkene, gut gekleidete Herren gekommen und hatten sich an den Tisch in der Nische nebenan, hingesetzt. Sie sprachen sehr laut, behielten die Hüte auf dem Kopf und riefen, als ob sie am Verdursten wären, nach der Wirtschaft. Annili brachte ihnen eine Weinkarte. Während der eine eifrig diese Karte anstarrte, belästigte der andere das Mädchen. Annili wich ihm immer wieder aus, mußte aber warten bis die Herren bestellt hatten. Als es vom Tisch weg gehen wollte, griff der eine nach ihm, zog es mit beiden Händen an sich, so daß es ihm direkt in den Schoß fiel. Annili wehrte sich, jedoch der andere half auch noch. Ganz zerzaust konnte es sich endlich davon machen. Walter konnte seine Wut kaum mehr bändigen. Er sah, wie Annili ans Buffet trat, den Servierteller und die Serviette auf die Marmorplatte warf, und schnell hinter einer Türe verschwand.

Mit zornwütigem Blick auf die beiden Betrunkenen ging Walter hinaus. Draußen vor der Türe stellte er sein Velo auf die

andere Seite des Einganges, band sein Paket an die Lenkstange und blieb davor stehen.

Wie ein großer Sieg hart bestraft wurde.

Die vielen Glocken in der Stadt hatten schon längst Mitternacht geschlagen. Walter wartete. Die beiden allzufröhlichen Herren kamen endlich. Walter trat auf den einen zu und sagte: „Ich lasse dieses Mädchen nicht herumschleifen". Der Angesprochene lachte ihm ins Gesicht und gab ihm einen Stoß vor die Brust. Tätsch, schlug Walters Faust dem Lacher ins Gesicht, daß er wankte und hinfiel. Ohne eine Sekunde zu zögern, griff Walter den zweiten an. Seine Fäuste trommelten auf den großen Mann los, welcher sich mit beiden Armen zu decken suchte. Der am Boden Liegende erhob sich halb und riß an Walters Bein, sodaß er stürzte. Schnell wieder auf den Beinen, beruhigte Walter den halb Aufgestandenen mit einem harten Faustschlag in den Nacken. Dieser kam ihm nun für eine Zeit lang nicht mehr in den Weg. Walter konnte sich mit aller Kraft dem Andern widmen. Das Gebrüll und Gestöhn, auch das Kratzen von Walters genagelten Schuhen auf dem Steinpflaster lockte Menschen herbei. Bevor jedoch jemand in den Kampf eingreifen konnte, hatte Walter seinen zweiten Gegner so gut getroffen, daß dieser in seiner ganzen Länge auf das dort stehende Velo fiel.

Alte Unterwaldner Bauerntracht.

Walter nahm die Velopumpe, welche dadurch auf die Straße geschleudert wurde auf und, diese wie ein Schwert in der Hand haltend, wartete er auf einen neuen Angriff. Die Polizei kam just in dem Moment, als Walter mit seiner zufälligen Waffe den ersten Schlag tun wollte.

Um weiteren Auflauf und Lärm zu vermeiden, nahm die Polizei alle drei mit auf den Wachtposten. Das war keine leichte Arbeit. Vorab wollte Walter nicht sogleich mitkommen, auch waren die beiden Herren keineswegs mehr muntere Springer. Der eine hielt krampfhaft ein Taschentuch vor den Mund, welches immer mehr rot wurde, und wollte um alles in der Welt nicht aufstehen. Der andere wollte sich hinterrücks um die Ecke drücken. Als sich diese sonderbare Gruppe endlich in Bewegung gesetzt hatte, sprang Walter nochmals zurück und ergriff sein Velo. Dieses aber war durch den Sturz so übel hergerichtet, daß es für eine Flucht unbrauchbar war. Walter mußte schließlich folgen.

Auf dem Polizeiposten wurde alsogleich ein Verhör vorgenommen. Die beiden Herren erklärten: der junge Bauer hätte sie ohne jeden Grund plötzlich auf der Straße angegriffen. Daraufhin ging Walter sofort wieder auf den Feind los. Die Polizei konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten.

Der eine mußte nun schließlich zugeben, daß er zuerst dem Walter einen Puff gegeben habe. Auf die Frage, ob jemand Forderungen für zerrissene Kleider und Arztkosten geltend machen wolle, verneinten die beiden Herren. Sie wollten lieber nicht im Polizeirapport erwähnt werden, wollten jedes Aufsehen vermeiden.

Walter konnte mit Mühe und Not die verlangte Buße bezahlen. Es blieb ihm nicht mehr ein einziger Batzen. Die beiden Herren lehnten die Behandlung durch den Sanitätsposten ab und wurden dann entlassen. Als sie zur Türe hinausschritten, riß sich Walter los und wollte ihnen nochmals kräftig gute Nacht sagen. „Wenn sie keine Vernunft annehmen", sagte der Wachtmeister, „behalten wir sie eben hier, bis ihr Zorn verraucht ist". Walter wurde heftig

protestierend in ein solides dunkles Gemach geführt.

Auf einer Pritsche zwischen zwei schnarchenden Arrestanten saß Walter, den schmerzenden Kopf in den Händen. Ohmächtige Wut über die schlechten Stadtmenschen und die Polizei, Kummer um sein Annili und Angst wegen der Mutter tobten wild durcheinander in ihm. Was würde Mutter sagen, wenn er am Morgen nicht zu Hause war? Was konnte aus einem Mädchen werden, mitten unter solchen Männern? Wie und wann konnte er hier fort? Die Türe war stark und verriegelt.

* * *

Oben in der Mansarde über dem Restaurant saß Annili und weinte laut. Aus dem Bett daneben schimpfte die Nachbarin: „Hör doch einmal auf mit Heulen. Schließlich hat man auch Anspruch auf ein bischen Ruhe, verstanden. Ganz recht ist, daß sie dir gekündigt haben. Die besten Gäste hat er verprügelt, dein Schatz, dein Bauernschatz, und wie verprügelt. Der bekommt sechs Wochen Wasser und Brot, und ist auch recht, so wie der dreingeschlagen hat."

Annili schluchzte weiter; weinte sich die Augen rot.

* * *

Im Lohmatt-Haus in der Kammer brannte ein schwaches, kleines Lichtlein. Dort saß die Mutter im Bett auf. Den Rosenkranz in den Händen betete sie für ihren Sohn. Sie horchte auf jedes kleinste Geräusch. Sie wartete. Wenn sie wieder mit einem Gesetzlein fertig war, schaute sie auf zum Kruzifix an der Wand und murmelte: „Herrgott, lieber Herrgott, hab Sorg zu meinem Bub, laß ihn nicht schlecht werden, meinen Walter."

Eine Heimfahrt auf Kredit.

Die Polizei ließ den Arrestanten erst nach Mittag heraus. Walter machte nicht den Eindruck eines stolzen Siegers, als er mit dem verbogenen Velo auf der Schulter und der blauen Beule am Kopfe aus dem Wachtlokal trat.

Von früher her kannte er eine Reparaturwerkstätte nahe der Kaserne. Dorthin pilgerte er nun. Der Ladeninhaber erklärte, er müsse eine neue Vorderradfelge kommen lassen, weil das ein ganz altes Modell sei. Er solle in 8 Tagen wieder vorbeikommen.

Nun ging Walter ohne Geld und ohne Velo durch die Straßen. Zuerst wollte er die Agraffen und den Patent-Brenner, die in seinem Paket waren, wieder zurückgeben, um dafür Geld zu bekommen. Dann entschloß er sich, an die Schifflände zu gehen, vielleicht konnte er einen Bekannten treffen, welcher ihm Geld leihen würde.

Als er eine Zeit lang dort auf und ab gegangen war, sah er ein großes, schlankes Fräulein, einen schweren Reisekorb tragend, daher kommen. Potz Blitz und Donnerwetter, das war ja s'Annili! Und richtig, s'Annili ging auf die Schifflände zu. Er schlich vorsichtig nahe zu ihm hin und erschreckte es mit den Worten: „Jetzt habe ich dich endlich allein". „Jesses, Maria und Josef, der Walter!" — dabei ließ es seinen Korb auf den Boden fallen.

Auf einer Bank unter den Kastanienbäumen warteten sie, bis sie einsteigen konnten. Annili erzählte, daß es früher schon einmal wegen so etwas diese Stelle gekündigt habe. Sie hätten ihm jedoch an's Schützenfest geschrieben, es solle doch wieder kommen. Gestern Abend hätte es nun im Restaurant den Teller hingeworfen und ganz laut gesagt, diese Saububen soll servieren wer will, und sei auf's Zimmer gegangen. Nachdem aber wegen ihm diese guten Gäste verprügelt worden seien, hätte ihm am Abend noch der Chef alle Schande gesagt und ihm verboten, überhaupt noch einmal in das Etablissement hinein zu schauen. Jetzt fahre es heim zur Tante. Wenn das Alice, ja die Tochter der Tante, ins Französische gehe, dann würde es mit der Tante ganz gut auskommen. Es sei damals nur wegen dem Alice davon gelaufen.

Walter erzählte die Leidensgeschichte der vergangenen Nacht. Er konnte so am besten darauf zu sprechen kommen, daß er keinen Rappen Geld im Sack habe. Beide lachten herzlich, als Annili ihm einen Fünfliber in

die Hand drückte und sagte: „Das ist jetzt der Ehrenpreis für den Sieger der Schlacht."

Beide sprachen immerzu, aber Annili frug ihn nicht, warum er zwei Mal nach einander zu ihm gekommen sei. Und Walter getraute sich nicht, nach dem Langhaarigen zu fragen.

Viel zu früh rief der Matrose zum Einsteigen. Und auf dem Schiff, so viele Leute und Bekannte, konnten sie fast gar nichts miteinander reden. Als Annili ausstieg, konnten sie einander kaum die Hand geben. Wie leicht hätte sonst ein Gerede entstehen können!

Walter fuhr mit der Bahn ins Tal hinauf. Er schaute immer weg, wenn ein Bekannter vorüberging. Denn er hatte auf dem Schiff in einem Spiegel zufällig sein Gesicht und die Beule gesehen, und das sah nicht aus, als ob er die ganze Nacht auf seidenen Flaumkissen geschlummert hätte. Auch auf dem Bahnhof drückte er sich schnellstens um den Güterschuppen herum.

Potz Blitz und Donnerwetter, das war ja s'Annili.

Walters Freude, daß Annili nun heim ging, verflog wie Mehl auf einem Fenstersims. Was sollte er der Mutter sagen? Was hatte die Mutter wohl getan, als er am Morgen nicht da gewesen war? Mit jedem Schritt näher, wurde sein Kummer und sein Herz schwerer. „Es ist Melkenszeit", dachte er, „vielleicht ist sie im Stall. Wenn ich ihr nur nicht zuerst direkt in die Augen schauen muß."

Ein leerer Teller und eine lange Beicht.

Die Mutter hatte am Morgen früh Walters Bett unbenützt vorgefunden. Auch hatte sie entdeckt, daß Walters Sonntagsgewand fehlte. Sie hatte dazu mehrmals den Kopf geschüttelt und gemurmelt: „So, jetzt fängt das an!"

Von der Sennhütte zurückgekehrt, hatte sie für beide das Mittagessen gekocht und über eine Stunde gewartet, dann endlich mit trauriger Miene neben Walters Teller und Besteck appetitlos gegessen.

Am Abend, kurz bevor sie zum Melken gegangen war, hatte sie den unbenützten Teller weggeräumt.

* * *

Walter horchte im Vorbeigehen, ob die Mutter im Stall sei, dann ging er im Hui in die Laube hinauf und zog sich um. Schlendernden Schrittes, als ob nichts geschehen wäre, ging er über die „Bsetzi" auf die Stalltüre zu, daß die Holzschuhe klapperten. Beim Eintreten nahm er eine Mistgabel und schüttete Streue in den Schorgraben.

Die Mutter schaute, ohne mit dem Melken aufzuhören, neben der Kuh hervor und sagte langsam: „So, und jetzt bist wieder da! So bist wohl bei einer Kilteten gewesen ...? Sag, wer war noch dabei?" — „Eh, eh, der Hinterbüel-Wisi", antwortete Walter, „laß doch jetzt mich machen, Mutter." Diese fuhr ruhig fort: „Bin jetzt gleich fertig, es gibt heute nicht so viel. Es ist, als ob es die Kühe merkten, wenn ein Unglück im Haus ist." Darauf nahm Walter den Leckeimer und holte Salz. Als er die Mutter aus dem Stall gehen sah, drückte er sich und ging danach mit der Milch ins Dorf.

Es wäre ihm lieber gewesen, das Donnerwetter wäre im Stall gleich losgegangen.

Am Tisch war er der Mutter ganz nahe gegenüber.

Kaffee und Erdöpfelbrausi hatte er sonst immer gern gehabt, aber diesmal schien ihm alles viel zu trocken zu sein. Walter fing während dem Nachtessen mehrmals ein Gespräch an, aber die Mutter blieb schweigsam.

Erst nachdem sie gegessen und gebetet hatten, fing die Mutter an: „So, also zuerst die Feuerwehr. — Und dann haben sie heute morgen in der Sennhütte erzählt, daß der Hinterbüel-Wisi diese Nacht plötzlich hat operiert werden müssen. Mit einem Auto haben sie ihn etwa um Mitternacht daheim aus dem Bett geholt."

Walter fuhr mit dem Messer dem großen Spalt im Tisch nach und schwieg. Nach einer langen Stille fuhr die Mutter fort: „Bist du jetzt so weit, Walter, daß du deine Mutter anlügst? Habe ich das an dir verdient? Siehst du denn nicht, daß du mir weh tust, z'innerst im Herz unsinnig weh tust." Walter konnte kein Wort über die Lippen bringen, kein Wort. Die Mutter stand vom Tisch auf und räumte ab. Während sie das wenige Geschirr wusch, sagte sie zum Tisch hinüber: „Ich weiß schon, daß du seit dem Schützenfest ein Anderer geworden bist. Ich habe auch viel Stunden lang für dich gebetet, daß dir die Zeit nicht schadet. Ich will dir nicht vor deinen Freuden davor stehen, gewiß nicht. Bist jetzt in einem Alter, ja — wo's drauf ankommt so oder so. Aber anlügen brauchst du mich nicht, Walter. Das darfst du nicht machen, das drückt deiner Mutter das Herz ab." Die Mutter räumte schweigend fertig auf, und Walter konnte nicht sprechen. Sie holte Weihwasser, gab ihm davon und sagte dazu: „Ich geh halt in die Kammer und bete weiter. Schlaf wohl!"

Nicht einmal „Gute Nacht" brachte Walter hervor. Lange nachher stand er auf und ging in den Stall, machte alles für die Nacht zurecht, dann setzte er sich neben die alte Kuh auf den Barnen und heulte. Tatsächlich, der große starke Bauernbub schüttelte sich vor Weinen, heulte und schluchzte so, daß die alte Kuh aufstand.

Als er spät an Mutters Kammertüre vorbeiging und sie halblaut beten hörte, riß er sich zusammen und trat ein. „Mutter, ich will dir nicht weh tun, gewiß nicht, Mutter." Und er erzählte ihr alles. Vom Schützenfest, vom Breitacher-Annili, von der Marktfahrt und dann auch von der Polizei. Walter saß auf dem Bettrand. Das Oellichtlein auf dem Nachttischli war längst erloschen, als er mit seiner langen Beicht fertig wurde.

Er fühlte auf einmal im Dunkeln Mutters linde Hand auf seinem Arm, wie sie zart und warm immer wieder hinstrich und hörte die Mutter sagen: „Die Stadt verdirbt die Mädchen. Wenn du eine Frau willst, Walter, dann nicht eine, die in der Stadt gewesen ist. Nicht eine, die den Kopf voll hat von der großen Welt. Da, auf unserm lieben Boden gewachsen, muß sie sein, einfach und unverdorben. Aber davon reden wir später. Jetzt schlaf wohl und geh jetzt." „Gute Nacht, Mutter, und schlaf du jetzt auch." Dann ging Walter ganz leise, wie von einem Krankenbett weg, in seine Laube hinauf.

Wie Walter Schulden bezahlte und Schulden eintreiben wollte.

Nach acht Tagen konnte Walter sein Velo in der Stadt abholen. Er hatte aber noch andere Verpflichtungen. Er dachte sich, geliehenes Geld soll man so schnell als möglich wieder zurückgeben. Deshalb suchte er abends beim Heimfahren im Dorf am See das Burghöchi-Haus auf, wo Annili und die Tante wohnten.

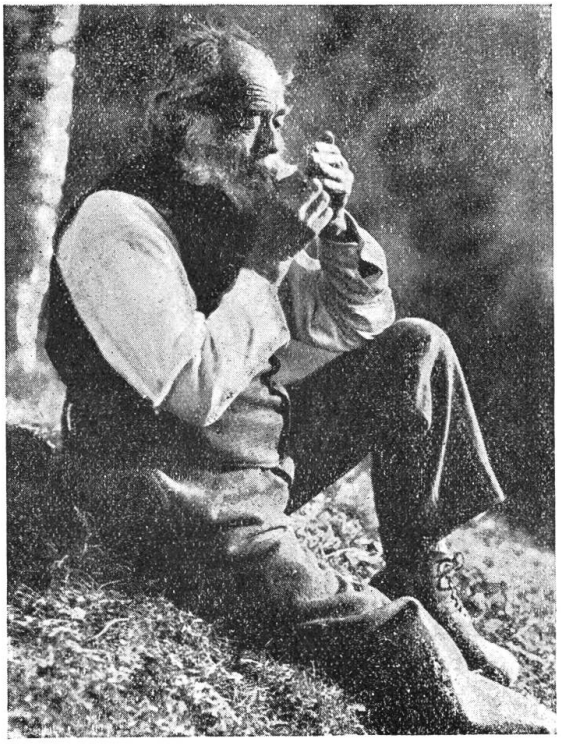
Es schien ihm nicht ratsam, einfach durch die Haustüre hinein zu gehen und nach Annili zu fragen. Es war schon ordentlich dunkel. Er strich also auf allen Seiten um das Haus herum. Schaute so gut es eben ging, bei jedem Fenster, das beleuchtet war, hinein. Auf der oberen Seite sah er einen Schatten am Vorhängli des halb offenen Fensters. Er hörte Geklapper von Geschirr und dazu sang eine helle Mädchenstimme: „So-n-es Biäbili, wiä dui bisch, so-n-es Meitili bin-i-ai." Er kletterte vorsichtg auf einen Birnbaum und konnte so in der beleuchteten Küche das Annili beim Abwaschen beobachten.

Er hatte seine helle Freude daran, zuzusehen, wie es fröhlich und lustig seine Arbeit tat. So viel er sehen konnte, ging dem Annili die Arbeit flink von der Hand, und eine gute Ordnung schien in der Küche zu sein. Alles blinksauber und nichts Herumgestelltes. Er stieg vom Baum herunter, ging nochmals um's Haus herum und stellte sich dann wieder unter das Küchenfenster. Mit verhaltener Stimme sang er nun: „So-n-es Meitili, wiä dui bisch, so-n-es Biäbili bin i ai." Er mußte zwei Mal wiederholen, bis das Annili herausschaute.

Nicht viel später standen sie drüben beim großen Tenntor, vertraulich plaudernd beisammen. Zwischen hinein sagte Walter einmal: „Also ich habe jetzt dir meine Schulden bezahlt. Jetzt wäre mir recht, wenn du mir deine Schulden auch bezahlen würdest." Ganz erstaunt frug es: „Was habe ich denn für Schulden . . .?" „Ja, ja, das hast du natürlich vergessen, am Schützenfest." Überlaut lachte es, hielt aber sogleich beide Hände vor das Gesicht und schaute ängstlich gegen das Haus hinüber: „Du, ich habe das nicht vergessen, aber ich habe gesagt, wann und wo ich will. Mußt noch warten, Walter." So sprachen sie lange lustig und heimlich zusammen. Annili sagte, es möchte für's Leben gern wieder einmal in die Lohmatt kommen. Da mußte Walter alle möglichen Schliche und Ränke anwenden, damit Annili nicht merken konnte, daß er wohl jetzt mit seinem Besuch bei der Mutter zur unrechten Zeit ankäme.

Walter fuhr heim, ohne sein „Schmutzili" bekommen zu haben; aber er pfiff und jodelte und war seelenvergnügt.

* * *



„Stillvergnügt!"

In den folgenden Wochen traf Walter merkwürdig oft mit dem Briefträger zusammen. Wenn er mit der Milch ins Dorf ging, suchte er es immer so einzurichten, daß er den Briefträger auf der Tour treffen konnte. Dieser schien Erfahrung und Verständnis zu haben. Zum Beispiel einmal, als nur die Mutter zu Hause war, behielt er einen Brief an Walter bis zum anderen Tag in der Tasche und gab ihn dann dem Walter selbst.

Tanzen und „Tuissen".

Im Dorf am See war Älplerchilbi-Tanz. Walter saß an einem langen Tisch ganz allein, zwischen Bauern und Dorfleuten, welche er nicht kannte. Er schaute immer wieder gespannt nach der Türe und in alle die vielen Gesichter. An der hintersten Wand auf einem Podium waren die Musikanten. Sie waren ohne Tschopen und hatten die Hemdärmel aufgestülpt. Der Klarinettler, der Handorgeler und der Baßgeiger, alle drei hatten spitzige, grüne Hütchen auf mit langen Federn, welche bis fast an die Decke hinauf reichten. Farbiges Papier und Fähnlein hingen üppig von der Decke herunter. Um die Lampenschirme war wirres Efeu geflochten. Die Luft war schon ordentlich dick und geruchig.

Mädchen mit Blumen im Haar und auffallend schönen gewellten Frisuren saßen, standen oder tanzten. Hie und da fing einer an, zum Takt der Musik mit den Schuhen auf den Boden zu trampeln, andere hielten sich eng umschlungen und schwitzten sichtbar, pufften und stießen voll Lebenslust die andern tanzenden Paare. Ganz feine Tänzer hielten ein schön gefaltetes Nastüchlein in der Hand, während sie ihr Mädchen in den Armen hielten.

Walter schwitzte noch nicht. Wohl hatte er einige Tänze hinter sich, aber er schien noch nicht richtig aufgelegt zu sein.

Neben ihm saß eine dicke Frau, welche einem alten Mann gegenüber gar lustige Dorfgeschichten und Neuigkeiten erzählte. Plötzlich unterbrach der Alte den Redestrom der dicken Frau mit der Frage: „Gestern war da auf dem Dorfplatz die Rede von Festkellnerinnen, welche mit Vorliebe einige Tage Töff fahren, wer war da gemeint?" Diese Frage schien die Frau in helles Entzücken zu versetzen. Sie rutschte umständlich zurecht, stieß ihr Weinglas von sich weg, legte ihre dicken Arme auf den Tisch, beugte sich weit vor und begann zu erzählen:

„Ach, daß ich das vergessen hatte zu sagen. Das ist doch das Annili, eh, eh, wie soll ich sagen, das Annili, welches da oben auf der Burghöchi ist, es ist, glaub ich, eine Nichte oder weiß ich. Kurzum, das Annili war doch am eidgenössischen Schützenfest Kellnerin. Wie so eins dazu kommt — — nu das kann ja unsereins Wurst sein. Aber ich erzähle jetzt, was mein eigener Mann mit eigenen Ohren gehört und gesehen hat im Sternen in der Wirtsstube vor 14 Tagen, vor dem z'Nacht. Er geht immer um die Zeit zum Schoppen in den „Sternen", mein Mann. Also dort saß ein junger, feiner Mann, hat sogar weiße Schuhe angehabt. Eine wirklich flotte Erscheinung muß es gewesen sein. Und der hat nach dem Annili gefragt. Mein Mann hat ihm begreiflicherweise Auskunft gegeben, wie sich so etwas gehört, selbstverständlich. Dieser feine Mann hat nun erzählt, er sei auch am Schützenfest gewesen die ganze Zeit. Dort habe er das hübsche Ländermeitschi, Ländermeitschi hat er gesagt, das weiß ich ganz genau, das Annili kennen gelernt. Das sei ein rassiges Ding, wohl wohl, er hat das bis in den Himmel hinauf gerühmt. Dann hat er noch gesagt, er hätte gar nicht gewußt, daß diese Ländermeitschi so gut küssen könnten. Ihr könnt euch denken, wie ich da gelost habe, als mein eigener Mann mir das erzählt hat. Ja und dann, ja und dann, das Dickste kommt erst noch: Dann hat er, der feine Herr, meinem Mann erzählt, daß er mit dem Annili nach dem Schützenfest mit dem Motorrad eine dreitägige Spritztour gemacht habe. Spritztour hat er gesagt, das weiß ich ganz genau. Also drei Tage und zwei Nächte. Akkurat so ist es wahr, und das habe ich gesagt, gehört an die Aelplerkilbi."

Walter hörte nicht mehr länger zu, er ging hinaus an die frische Luft. Es war noch nicht spät, immer noch kamen neue Paare und gingen in die Wirtschaft hinein. Er war in einer Verfassung, daß er allen Leuten Ohrfeigen hätte austeilen können. Am liebsten hätte er die dicke Schwatzerin ungespitzt in den Boden hinein geschlagen. Und das Annili, das Annili, daran durfte er überhaupt nicht denken, sonst wäre er gewiß noch vor „Täibi" zersprungen.

Er ging wieder hinein. Er wollte noch mehr, noch Genaueres wissen. Drinnen traf er ein Mädchen aus seinem Heimatdorf, das hier in der Nähe Magd war. Er holte es zum Tanz und fragte es aus. Dieses wußte davon nichts zu berichten. Plötzlich sah er das Annili zwei Tische von ihm weg bei einem alten Mandli sitzen.

Von da ab tanzte Walter wie wütend mit der Magd. Sie war ja bei weitem nicht so schön wie das Annili und wußte rein gar nichts zu erzählen, aber das machte ihm nichts aus. Er tat ganz öffentlich verliebt mit ihr und ließ keinen einzigen Tanz aus. Annili winkte ihm oft beim Vorbeitanzen zu, aber Walter warf nur finstere Blicke um sich.

Während die Magd einmal hinausgegangen war, lief Walter plötzlich auf und davon. Er ging gegen die Burghöchi hinauf und setzte sich dort am Weg hinter einen Hag. Er wartete und wartete, bis er Schritte hörte. Er wollte wissen, mit wem und wie das Annili heimging.

Schon weit unten vernahm er dessen Stimme. Es schien, als ob es immer wieder stehen bliebe. „Aha", dachte Walter, „das werden die rassigen Küsse sein!" Er legte sich auf den Boden und schaute unter dem Hag durch. Da sah er das Annili mit dem alten Mandli kommen. Es hielt ihn

fest am Arm und half ihm mühsam vorwärts. Der gute Mann konnte wahrscheinlich den Wein nicht vertragen, deshalb schwankte er so und blieb er immer wieder stehen.

Walter ließ die Beiden vorbei, dann fuhr er heimzu. Etwas tröstete ihn in seiner Taibi. Der Langhaarige war nicht da gewesen, und Annili war so brav mit dem alten Mandli heimgegangen.

Was die Rache und was die Liebe tat.

Jetzt kam eine schwere Zeit für Walter. Bei der Arbeit, am Sonntag in der Kirche, beim Essen, vor dem Schlafen, immer mußte er an Annili und den Langhaarigen denken, und er schlief lange nicht ein, und er schlief schlecht.

Immer wieder dachte er: „Das kann nicht sein, das ist nicht wahr.“ Und dann wieder: „Wenn ich den verfluchten Kerl nicht selbst, mit eigenen Augen gesehen hätte, am Schützenfest.“ Einmal dachte er voll Haß an Annili, dann wieder haßte er sich selbst, ganz sicher aber und immer haßte er den Langhaarigen.

Es kam so weit mit ihm, daß er in dunkler Nacht anfing, einen Brief zu schreiben. Einen Brief an Annili, in welchem geschrieben sein sollte, deutlich und klar: „Es ist Schluß und aus und Amen! Er schrieb oben unter das Datum: Fräulein Anna! Auch einige zünftige Grobheiten hatte er für diesen Brief ausgedacht. Er schrieb und schrieb, malte sich dabei aus, was das Annili für ein Gesicht machen werde beim Lesen. Ganz genau stellte er sich vor, wie es rote Backen und nasse Augen bekommen werde. Viele, viele Tränen, und zuletzt ganz geschwollen rote Augen.

Seine Gedanken wurden immer schwerblütiger, sein Kopf sank langsam auf den Tisch, bis sein halb offener Mund auf dem Briefböglein lag.

Als er erwachte, war ihm ganz „sturn“. Er nahm den Brief, las ihn und zerriß ihn in kleinste Stücke. Laut sagte er vor sich hin: „Ach was, das ist alles erstunken und erlogen. Der Langhaarige hat gelogen, der zuerst, die dicke „Rätscherin“ hat gelogen, ihr eigener Mann und alle zusammen soll der Kukkuck holen!“ Er legte sich in den Kleidern aufs Bett und schlief endlich wieder einmal ruhig und tief.

Tatsächlich, der große, starke Bauernbub schüttelte sich vor Weinen.

Wohl zwei Wochen lang hatte dieser Kampf getobt, zwei Wochen lang hatte Walter unlustig und schlecht gearbeitet. Jetzt mußte er endlich seine Streue im Seeried aufmachen.

Ringsum standen große und kleine, gerade und schiefe, dicke und magere Tristenen und Walters „Bitz“, war noch nicht so weit. Er begann mit großem Eifer, schaute dann aber immer wieder gegen den See hinab.

Tatsächlich kam Annili hier vorbei; das Körbchen am Arm im „blumeten“ Röckli.

„Guten Tag, Annili“, rief Walter, und ging auf die Straße zu. „Eh, eh“, sagte es: „Daß du mir noch guten Tag sagst“. Walter stellte seine Gabel grad vor Annili, stützte sich darauf und lachte ihm mitten ins Gesicht: „Wenn du mir nicht mehr schreiben willst, dann passe ich dir halt auf der Straße auf.“ „Wer hat zuletzt geschrieben, du oder ich? Ja, hast vielleicht schon geschrieben, aber an eine andere

Adresse", sagte Annili, wurde ein wenig rot im Gesicht und wollte weiter. Er vertrat ihm den Weg und sagte: „So, jetzt laß ich dich nicht mehr vorbei, bis du mir deine Schulden bezahlt hast." „Ja, du kommst mir jetzt gerade recht, am Aelplertanz hättest sie bekommen können, wirst wohl dort auch alte Schulden eingetrieben haben, die meinigen kannst ins Kamin schreiben, Walter."

Annili wollte immer fort. Walter ließ nicht lugg. Lange Zeit sprachen die Beiden zusammen, und nach und nach immer freundlicher. Ringsum war kein Mensch und neben ihnen die Tristenen. Sie schlenderten zusammen übers kahle Ried und blieben dann an eine Triste gelehnt stehen. „Man sollte dir das nie, nie sagen, Walter", sprach Annili, und schaute dazu fest auf sein Körbchen, welches am Boden stand: „aber beim Tanz, wie ich dich dort gesehen habe und jetzt die Zeit nachher, wo du mir nicht ein einziges Mal geschrieben hast, da hast du mir unsinnig weh getan, Walter." Sie waren sich so nahe, daß kaum eine Bewegung nötig war. Annili drehte ganz langsam sein Köpfchen, öffnete nur halb die blauen Augen und so bekam Walter sein Schmerzensgeld mit Zins und Zinseszinsen.

Annili hatte nicht gefragt, warum er nicht mit ihm getanzt habe und Walter hatte wieder nicht vom Langhaarigen gesprochen.

* * *

Unterdessen saß im Lohmatt-Haus Walters Mutter auf einer kleinen alten Truhe im Estrich und schaute gespannt auf einige Briefböglein, welche sie neben dem kleinen Fenster, weit von sich gestreckt, in der Hand hielt. Sie legte alle neben sich auf die Truhe, ging hinunter in die Stube und dann, mit der Brille in der Hand, wieder in den Estrich hinauf. Dort begann sie langsam und eifrig zu lesen. „Lieber Walter!" stand gewöhnlich oben drauf, und ein oder zwei Mal „Liebster Walter!" Diese las sie zuletzt. Bei den ersten Briefen war deutlich Unwillen und Unzufriedenheit auf dem Gesicht der Mutter zu sehen. Nach und nach aber nickte sie hie und da zustimmend. Die beiden letzten Briefe las sie zweimal von Anfang bis zu Ende durch. Am Schlusse las sie halblaut: „Dein dich herzlich liebendes Annili".

Lange blieb die Mutter so sitzen, die Briefböglein zusammengefaltet in der Hand. Dann stand sie auf, kroch mühsam unter dem niedern Dach durch und steckte die Briefe zwischen Balken und Schindeln. Dort hatte sie beim Zwiebelnholen ein Stück weißes Papier hervorlugen gesehen. Dort hatte sie Annilis Briefe gefunden.

Was so ein Viehhändler alles zu erzählen wußte.

Seit Walter vom Riedblätz heimgekommen war, jodelte und pfiff er oft bei der Arbeit, seither war er lustig und fidel. Nur dann und wann saß er schweigend irgendwo und machte ein finsteres Gesicht. Das geschah immer dann, wenn ihm der Langhaarige in den Sinn kam. Jedesmal aber schloß er sein Grübeln, indem er halblaut etwas vor sich hinmurmelte, so ungefähr: „Das ist einfach nicht wahr. Es ist eine Schlechtigkeit, wenn ich dem Annili so etwas zutraue. So etwas macht mein Annili nie, fertig, und hat's nie gemacht!"

In der Zeit war er rührend lieb und nett mit der Mutter. Er trug sie, wie man sagt, auf den Händen. Die Mutter war auch munter und gut gelaunt. Kurz, es war eine goldige, frohe Zeit.

Freilich abgelegen war die Lohmatt. Man sah von dort aus just den Staub von der Landstraße, wenn die Autos ihn hoch aufwirbelten. Ein Fußweg führte am hintersten Zipfel der Lohmatt vorbei hinauf zu einer einsamen Alp. Aber nur selten ging jemand diesen Weg.

Nun, man wußte trotzdem, was sich ringsum ereignete. Jeden Tag ging doch jemand mit der Milch in die Sennhütte und dann und wann kam auch ein Besuch.

Ein kleiner, dicker Viehhändler kam gelegentlich auch vorbei, welcher immer auf lustige Art die Tagesneuigkeiten zu erzählen wußte. Als er wieder einmal abends vor dem Lohmatt-Haus am Gartenhag lehnte, gab er seine neuesten Erlebnisse

zum Besten: „Was unsereins nicht alles erlebt, unsereins erlebt gar viel. Man muß den Kopf und die Augen überall haben und dann die Wirtschaften. Ich sage Euch, Mutter, es wird einem nach und nach zu viel, aber was kann man machen, in den Wirtschaften werden die Geschäfte gemacht, wo sonst? Man geht nicht wegen dem Trinken, im Gegenteil, und selb ist wahr."

Die Mutter stand auf und holte ihm ein Glas Most. Dankend setzte er sich zu ihnen auf die Bank, dann fuhr er fort: „Just, was wollte ich Euch gerade erzählen, ja richtig, der Weißhöseler. Sitze ich da im Dorf am See unten im „Sternen", ja richtig, geregnet hat's, sonst wär' unsereins ja nicht an den Schärmen gegangen. und selb ist wahr. Wer kommt da herein. tropfbachnaß, aber ich sage tropfbachnaß? Ja ich will grad sagen, mit dem Töff-Töff, aber tropfbachnaß: der Weißhöseler. Das heißt, wir haben ihm nachher so gesagt, weil er weiße Hosen und weiße Schuhe angehabt hat. Jetzt könnt ihr denken, wie die weißen Schuhe ausgesehen haben, — Mutter, selb wär ein Putzen! Seine langen, schwarzen Haare hat er nur so auswinden können, trotz der Kappe, und selb ist wahr. Der hat sich tätsch zu uns an den Tisch gesetzt und hat angefangen zu plagieren. Ja, ich sage Euch plagieren, das Rehbockgeweih an der Wand oben hat sich gekrümmt, so hat der plagiert, und selb ist wahr. Er wollte mit uns um Fünfliber „Bänkeln", aber wir haben gesagt, er solle lieber sonst einen Halbliter bezahlen. Ja, Mutter, wißt ihr, wir „bänkeln" nie, wäre ja schade für das gute Geld, nie, ja zugeschaut habe ich auch schon, das schon, und selb ist wahr. Da sagt also der Weißhöseler: „Wißt ihr, mit wem ihr's zu tun habt, ihr guten Leute? Ich bin Kunstmaler. Ich habe das große Bild mit der Helvetia gemalt am eidgenössischen Schützenfest", hat er gesagt. Ich habe ihm ja damals schon kein Wort geglaubt, und selb ist wahr."

„Hat er einen blauen Tschopen angehabt?", frug Walter sehr interessiert. — „Richtig, einen blauen Tschopen, aber ich sag ja, tropfbachnaß. Jetzt müßt ihr hören, also gestern, ich hab ja schon gewußt, daß dem Vorsäßler seine Weißfleck-Kuh überfahren worden ist, gestern sehe ich den Wachtmeister mit dem Weißhöseler ins Rathaus hineingehen, und selb ist wahr. Ich denke mir, das mußt jetzt aus ganz komplimenter Seite erfahren. Unsereins kennt gar viele Leute, unsereins kann so was schon herausbringen, jetzt hab ich das mediat herausgebracht, und selb ist wahr. — Also der Weißhöseler ist vom „Sternen" fort gefahren, gegen die Stadt zu, und hat dem Vorsäßler seine Kuh mitten in den Bauch hineingefahren, tätsch Chabis. Der Polizist ist dazu gekommen und da hat er keine Papiere gehabt für das Dampfvelo. Dann haben sie ihn auf's Rathaus genommen und da hat er kein Geld gehabt. Kein Geld, sag ich, verschwiegen denn für eine Kuh, und das Töff will er gelehnt haben. Da haben sie ihn halt da behalten."

Walter drückte das Annili mit seinen starken Armen fest an sich.

Walter fing an laut zu lachen und klopfte dazu mit der Hand auf's Knie, daß es weit hin schallte. „Wart jetzt, wart jetzt nur. Jetzt gestern haben sie ihn wieder verhört, ja wo ich ihn gesehen habe, und

jetzt haben sie unterdessen herausgebracht, ja die Polizei, daß er am Schützenfest eingesperrt worden ist. Ja nu wohl war der am Schützenfest und Kunstmaler, Helvetiamaler, gestohlen soll er haben, und selb ist wahr. Und daß ihr es wißt, das hab ich dann von ganz komplimenter Seite, punktum." Dann trank der Viehhändler sein Most aus und ging. Am Hag drüben drehte er sich noch einmal um und sagte: „Einen schönen, guten Ade miteinand, ich muß pressieren." Walter konnte sein Lachen und seinen Uebermut kaum bändigen.

„Walter, du bist ein Esel!"

Am Abend in der Stube nahm er den Kalender von der Wand und rechnete nach. Also an dem Tag war das Schützenfest aus, und anderthalb Monate später habe ich den langhaarigen Weißhöseler in der Stadt gesehen. Er wird also einen Monat bekommen haben. Auf alle Fälle war die Spritztour erlogen. Walter warf den Kalender hoch im Bogen in die Ecke, nahm die Mutter, welche gerade hereintrat, an beiden Händen, zwirbelte mit ihr in der Stube herum und sprang davon. Nahm sein Velo und fuhr schnurstracks ins Dorf am See.

Ein Polizist wollte ihn anhalten, weil er ohne Licht und viel zu schnell dahinsauste, aber Walter kümmerte sich momentan nicht groß um solche Kleinigkeiten.

Ei, wie erschrak Annili, als es zwischen Haus und Gaden im Dunkeln plötzlich den Walter vor sich sah. Fast hätte es seinen Teller mit Eiern fallen lassen.

Ohne „Grüß Gott" zu sagen, noch ganz atemlos frug Walter: „So, Annili, was ist mit dem Langhaarigen los?"

„Was ist mit dir, was hast du, was meinst du, was für ein Langhaariger?" frug Annili.

„Da der Weißhöseler, der mit dem blauen Tschopen, der da am Schützenfest schon dabei war."

„Ja, was hast du denn mit dem?", tat Annili verwundert, „warum frägst du nach dem?"

„Der kommt doch immer wieder zu dir auf Besuch."

Nun lachte Annili überlaut. Es nahm den Walter am Aermel und zog ihn hinters halboffene Tenntor und sagte: „Der, zu mir auf Besuch? Nicht ins Haus hineingelassen habe ich ihn zwei Mal. So kommt der zu mir auf Besuch. Der ist mir am Schützenfest schon immer nachgestrichen. Ich habe ihm damals schon ein zünftige Ohrfeige gegeben, als er frech werden wollte. In der Stadt ist er dann auch wieder aufgetaucht. Aber, warum frägst du dem nach?"

Ganz zahm und kaum hörbar antwortete Walter: „Ich habe gemeint, du hättest den Langhaarigen gern."

Nun stellte Annili seinen Eierteller auf den Boden, trat ganz nahe vor Walter hin und sagte: „Was meinst du, gern haben, den gern haben?" Dann nahm es Walters Kopf in beide Hände und flüsterte ihm ins Ohr: „Walter, du bist ein Esel; ich habe doch nur dich gern."

„Gott sei Dank", lachte er, nützte aber zugleich geistesgegenwärtig Annilis Nähe aus.

Es stand da im Tenn eine Mähmaschine. Wie leicht könnte man in der Dunkelheit sich verletzen! Deshalb war es klug und vorsichtig, auf die alte Grasbänne zu sitzen.

„Ich kann ja Vieles bei dir nicht verstehen, Walter", meinte schließlich Annili, „aber am allerwenigsten begreife ich, wie du auf d e n kommst!"

„Was kannst du denn sonst noch nicht verstehen an mir?" frug Walter.

„Eigentlich, eigentlich alles", flüsterte es, „daß es weh tut, wenn du mit einem anderen Meitschi tanzest, daß du so zu mir bist, daß du die Städter verprügelt hast und daß seither alles so unsinnig schön ist."

Walter drückte das Annili mit seinen starken Armen fest an sich und frug es zwischen zwei Küssen: „Aber das verstehst du?" Und da lange keine Antwort erfolgte: „Und wenn ich dich frage, ob du zu mir in die Lohmatt kommen willst, als Frau zu mir, verstehst du das auch?"

„Nein, das begreife ich auch nicht", sagte Annili kaum hörbar, „aber sag's noch einmal."

Die Kühe im Stall nebenan wurden unruhig. Die Tante rief durch's ganze Haus. Annili und Walter hörten nichts davon.

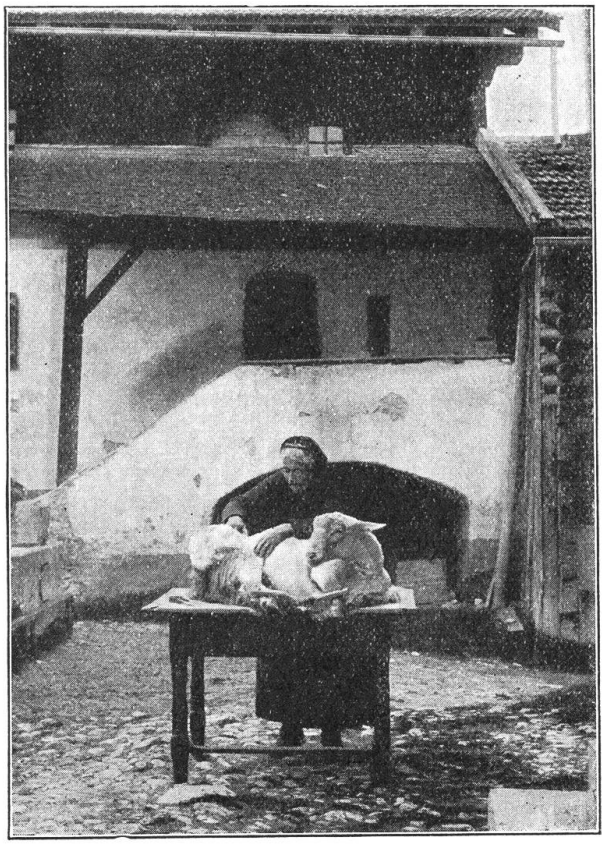
Schon stand der Mond am Himmel, als Walter heimging. Ohne Laterne durch die Dörfer, durch die Nacht, den langen Weg nach Hause fuhr.

Wie die Mutter überrumpelt wurde.

Seit vielen Jahren ging Walter immer im Spätherbst in den Wald, der anstoß an die Lohmatt den steilen Berg hinanstieg. Er war gerne im Holz. Er konnte dabei so in eine Arbeitswut geraten, daß er Zeit und Kälte vollständig vergaß.

An einem heiteren Herbstnachmittag war Walter auch dort oben, aber seine Axtschläge ertönten nur selten. Immer wieder lief er von der Arbeit weg und schaute gegen die Lohmatt hinunter.

Mit zufriedenem Lächeln schaute er zu, wie die Mutter am äußersten Zipfel dem Hag entlang ging. Wie lange hatte er studieren müssen, um etwas zu erfinden, daß die Mutter diesen Nachmittag dort draußen zu tun hatte. Wie lachte und kicherte erst Walter oben auf seinem Stein im Wald, da er sah, wie sein Annili gemütlich auf der andern Seite des Hages auf dem Fußweg daher kam. Er sah, wie die Beiden nahe beieinander plötzlich stehen blieben. Bis jetzt war sein Plan glänzend gelungen. Walter sprang ihm Hui durch den Graben hinunter und kam bald darauf wie zufällig von der andern Seite auf die Beiden zu, welche über den Hag miteinander plauderten.



Schafschur im Engadin.

Ei, wie erstaunt tat Walter, sein Annili hier zu treffen. Ei, wie nett sprach Annili mit der Lohmatt-Mutter. Und wie genau und fest schaute diese das schöne Mädchen an. Walter schlug bald einmal vor, Annili solle doch etwas hineinkommen. Dieses sagte: „O je, es ist ja eine ganze Ewigkeit, seit ich nicht mehr in diesem Haus drinn war." Die Mutter meinte: „Du darfst jetzt das Annili nicht aufhalten; es hat wohl noch einen weiten Weg. Es kann vielleicht ein ander Mal wieder kommen." Walter ging während diesen Worten langsam mit Annili ennet dem Hag auf das Haus zu. Die Mutter folgte eine Zeit lang auf ihrer Seite etwas hinterher. Plötzlich sagte sie: „Eh nu, so komm halt", und ging geradenwegs über die Matte voraus.

Die Beiden ließen der Mutter schön Zeit, im Haus noch schnell Ordnung zu machen. Walter zeigte Annili den Stall. Dort war es schön warm und dämmrig. Sie blieben nicht sehr lange. Nur beim Herauskommen schien Annili etwas verlegen zu sein. Es fuhr mit der Hand ein paar Mal über das leicht gerötete Gesicht und strich sich immer und immer wieder die wilden, blonden Ruibili aus der Stirne.

Als sie ins Haus hinein kamen, hantierte die Mutter wie wild in der Stube herum, sie machte einige kurze Bemerkungen von Ueberrumpeln, und warum es denn nicht ein ander Mal hätte sein können. Jetzt, ausgerechnet jetzt, passe es ihr gar nicht.

Als aber Walter ganz ruhig gleichwohl sein Annili zum Platznehmen aufforderte und dieses über das und jenes in helle Freude ausbrach, sich von so vielen Jahren her an das Herz Jesu, das Bild an der Wand und an den Kanapeeüberzug erinnerte, fand die Mutter schließlich doch den Rank. Sie machte gute Miene zum bösen Spiel und setzte sich auch an den Tisch.

Man habe halt gar keine Kräpfli zum Aufstellen, hier sei halt eben Sparen und Einfachheit zu Hause, meinte die Mutter.

Walter holte eine Flasche Wein im Keller, welche er einmal an einem Kilbischießen gewonnen hatte. Mutter nahm dann doch die schönsten Gläser und stellte sie auf den Tisch.

Plötzlich stand Walter auf, ging ans Büffet, nahm aus dem oberen Gänterli seinen schönen Schützenbecher, stellte ihn vor die Mutter hin und sprach: „So, Mutter, heute ist ein großes Fest in der Lohmatt, jetzt wird mein eidgenössischer Becher zu Ehren gezogen."

Mutter wurde ganz gegen ihren Willen in ein wirkliches, kleines Fest hineingezogen. Nur einmal noch schlug sie während dem trauten Plaudern einen ernsten, mahnenden Ton an, als sie sagte: „Annili, Annili, das kann ich dir sagen, wenn ich deine Briefe, welche du dem Walter geschrieben hast, nicht gelesen hätte, dann wärest du ganz gewiß nicht hier in der Lohmatt-Stube." „Jesses, Maria!" erschrak Annili. „Was hast du, die Briefe gelesen?" frug gleichzeitig Walter. „Ja, das hab ich", sagte die Mutter, „und weil die Briefe so, eben gerade so gewesen sind, haben sie mir gefallen."

Spät ging Annili heimzu. Es ging nicht allein. Aber die Mutter war ganz allein im Lohmatt-Haus, die halbe Nacht. Ihr Nachtgebet wurde noch länger als sonst, denn nun betete sie dazu noch ein paar Vaterunser für das Annili.

*
* *

Der eidgenössische Schützenbecher blieb nicht allzu lange im dunkeln Gänterli verschlossen. Nur so lange, bis die Frühlingssonne den Schnee im Tal geschmolzen hatte. Dann glitzerte und zitterte er in der Hand der glücklichen Braut.

— Ende. —

Tanzliedli.

Händ anänand
nänd anänand
händs midenand scheen
gli isch dr Tanz verbii
gli muäsch der heimä sii
drum nutzid d'Zäit ächlii
händs midenand scheen.

Groß oder chlii
chamä de sii
arm oder gar riich
da druif chunds gar nid a
s'Härz isch ja innä dra
das chamä gärä ha
arm oder gar riich.

Riif oder Fehn
wüescht oder scheen
niä vonänand la
glii de zum Pfarrer ga
s'Jahr druif ä Taifi ha
eister scheen zämä stah
niä vonänand la.

J. v. m